Jan Sokol
Prag

Was ist Geld?

Über eine so wichtige und zugleich komplizierte Frage kann ich als Philosoph nur sprechen, wenn ich das alte Privileg meiner Zunft in Anspruch nehme, auch darüber nachdenken zu dürfen, wovon man nicht viel weiß. Man kann es doch wagen in der Hoffnung, daß ein gewisser laienhafter Abstand etwas bemerken kann, was dem Fachmann in der Menge seiner Fachkenntnisse leicht entgeht. Denn an einem Übermaß an Fachkenntnissen leide ich nun keineswegs.

Während andere materielle Dinge einfach „sind", vom Gelde heißt es, daß es „gilt" – so wie ein Gesetz, ein Versprechen, ein Ausweis auch „gelten" – oder eben nicht. Schon dieser schlichte Hinweis der Sprache sollte uns warnen vor zu einfachen Vorstellungen über das äußerst seltsame Ding Geld.

Nun ist die allgemeine Meinung der Philosophen über Geld – mit wenigen Ausnahmen – eine eher moralisierende, wenn nicht ganz mißtrauische. Das berühmte Wort des Sokrates, der das Geld in einer Abhängigkeit von Tugend sieht,[1] werden wir uns noch in Erinnerung bringen. Auch Aristoteles ist sehr zurückhaltend in seiner Beurteilung und erkennt bloß die Tauschfunktion des Geldes als legitim an, während schon der Handel für ihn eine verdächtige Beschäftigung ist, unwürdig eines freien Menschen. Seneca schimpft auf die verwüstende Wirkung des Geldes und beklagt sich: „Wir fragen nicht mehr, was das ist, sondern nur, wieviel es kostet." Erst im späten und auslaufenden Mittelalter wird das Geld von einigen ernst genommen, freilich nicht ohne Widerstand. Für die neuere Zeit ist die Einstellung Nietzsches aufschlußreich. Während in seinen Werken das Thema Geld nur äußerst sparsam aufkommt, knapp zehnmal, tritt es in fast jedem seiner Briefe hervor, insgesamt an mehreren hundert Stellen. Freilich als Geld, das er braucht, nicht als ein theoretischer Gedanke.

Eine echte Wende in der philosophischen Betrachtung des Geldes hat erst Georg Simmel in seiner *Philosophie des Geldes* (1900) herbeigeführt. Daß das Buch nach fast einhundert Jahren wiederentdeckt werden mußte, mag zwar durch den Umfang und den Mangel an Übersichtlichkeit dieses Werkes mitverursacht worden sein, zeugt aber auch von der zögernden Haltung seiner Fachkollegen einer jeden

[1] „Nicht aus dem Gelde entsteht die Tugend, sondern aus der Tugend entsteht das Geld und alle guten Dinge, für den Menschen und für die Gemeinde." Platon: Apologie, 30d.

„Philosophie des Geldes“ gegenüber. Zu den seit jeher bekannten Funktionen des Geldes – d.h. der Tausch-, Wertmaß- und Thesaurisierungsfunktion – tritt bei ihm als wohl wichtigste die soziologische Funktion hinzu. Damit wird der eigentlichen Funktion des Geldes in den heutigen Gesellschaften auch erst Rechnung getragen, seinem Zweck und Sinn. Simmel war kein Bewunderer des Geldes, trotzdem hat er es einigermaßen rehabilitiert. Nicht nur, daß das Geld die ungeheuer komplizierte Arbeitsteilung der Moderne ermöglicht, sondern es lockert auch die fest vorgegebenen Verwandtschafts- und Solidaritätsbeziehungen zwischen einzelnen Menschen, macht sie anonym[2] und erweitert damit ihren konkreten Freiheitsraum wesentlich. Ein abhängiger Arbeitnehmer oder Diener wurde noch im 18. Jahrhundert in der Regel mit Nahrungsmitteln u.ä. belohnt, die nach Art und Menge vertraglich genau festgelegt waren. Dagegen kommt einem in Geld bezahlten Arbeiter die freie Wahl darüber zu, was er braucht und begehrt. Nicht mehr die Art und Menge, sondern nur der Gesamtumfang dessen, was er sich beschaffen kann, wird damit begrenzt.[3]

Versteht man nun Macht – mit Max Weber – als die Möglichkeit, den eigenen Willen durchzusetzen, eventuell auch gegen den Willen anderer, wirkt das Geld als ein effektives Machtverteilungsmittel. In den alten, hierarchischen Gesellschaften entsprach die Macht jedes einzelnen seiner Stellung in der Hierarchie. Der Höherstehende hatte seine Untertanen in seiner Macht und unter seiner Verfügung, u.U. ohne Beschränkung. Bei den pazifischen Stämmen gibt es dazu das Sprichwort, der Hauptmann stehle nicht. Das ist kein Lob seiner Rechtschaffenheit, sondern die einfache Feststellung, daß, was immer er zu sich nimmt, nicht gestohlen ist, sondern ihm auch rechtens gehört. Ähnlich war dem auch in den europäischen Gesellschaften, wenn auch mit verschiedenen Beschränkungen, bis zur Einführung des Geldes bzw. der Geldwirtschaft. Denn erst mit der Geldwirtschaft, die nur den Kauf für einen legitimen Erwerb hält und jede Gewalt gegen Eigentum ablehnt, kann diese „Macht“ quantifiziert und sehr fein verteilt werden, so daß jeder einzelne eine kleinere oder größere Machtmenge in seinem Portemonnaie frei zu Verfügung haben kann. Im Idealfall ist er frei „bis in die Höhe“ seiner Habe.

Die ältere Generation hat noch in guter Erinnerung, was die Kriegswirtschaft mit fest zugeteilten Rationen an Lebensmitteln, Kleidung usw. auf der Grundlage

---

2 Im späten Kommunismus konnte man in mancher Werkstatt o.ä. an der Wand folgende zynische Volksweisheit lesen: „Seit der Erfindung des Geldes ist es verboten, für empfangene Dienste zu danken“.

3 Nach Schopenhauer ist Geld ein „unermüdlicher Proteus, jeden Augenblick bereit, sich in den jedesmaligen Gegenstand unserer so wandelbaren Wünsche und mannigfachen Bedürfnisse zu verwandeln.“ Zitiert bei Schmölders, G.: Psychologie des Geldes, Hamburg 1966, S. 35.

verschiedener Karten und Abschnitte war: nämlich eine Rückkehr in die Zeiten vor der Einführung der Geldwirtschaft. Auch der kommunistische Sozialismus mit seinem endemischen Mangel an nützlichen Dingen mußte die Geldwirtschaft wesentlich begrenzen, so daß Mangelware kaum je fürs Geld alleine, sondern nur durch Bekanntschaften oder für gesuchte Gegenleistungen zu „organisieren" war. Ob dabei auch noch Geld zu bezahlen war, war eine Nebensache.

Damit kommen wir zu den „Bedingungen der Möglichkeit" einer Geldwirtschaft. Es gibt zunächst offensichtlich verschiedene Rahmenbedingungen (wie z. B. Frieden, Sicherheit und ein gewisser allgemeiner Wohlstand), auf die wir noch später zu sprechen kommen. Aber schon für die Tauschrolle des Geldes ist entscheidend, ob, wie viele und wie oft die Menschen dem Geld Vorzug geben vor jeder beliebigen Ware. Wirksam und tauglich sind nur solche Tauschmittel, die (fast) jeder – und (fast) immer als Gegenwert für eine Ware oder Leistung – gerne entgegennimmt. Das tschechische Wort für Ausgeben, utratit oder utracet, das zugleich auch „vergeuden" und sogar „vertilgen" heißen kann (man kann einen tollen Hund utratit), spiegelt genau diese für die Geldwirtschaft notwendige Einstellung wider: Geld ausgeben bedeutet – wenigstens aus der Sicht eines Dritten – immer einen Verlust, fast unabhängig davon, was und wie günstig man etwas erworben hat. Denn mit dem „Verlust" oder der Ausgabe des Geldes geht eben auch die mit ihm verbundene „proteische" Wahlfreiheit verloren. Das Stückchen universell einsetzbare „Gültigkeit", die immaterielle Macht, die jedem Geldstück innewohnt, und die die Fachleute gewöhnlich „Liquidität" nennen, geht unausweichlich verloren.

Wo immer diese allgemeine Einschätzung des Geldes verschwindet oder nur ins Wanken gerät, verschwindet auch die Geldwirtschaft mit ihrer Freiheit – wie in der Kriegswirtschaft oder in der Mangelwirtschaft des staatlichen Sozialismus. Erst damit wird das literarisch so beliebte Phänomen des Harpagons, des Geizhalses, eigentlich verständlich, der in dem Münzenkoffer herumwühlt und für nichts anderes einen Sinn hat. Etwas zugespitzt formuliert, gehört genau die auri sacra fames, der verdammte Durst nach Gold, zu den Bedingungen jeder Geldwirtschaft. Jedenfalls setzt jede Geldwirtschaft voraus, daß nur das Geld knapp werden soll und muß, niemals eine Ware oder eine Leistung, eine Kommodität.[4]

Von daher ist auch ersichtlich, was für materielle Dinge zur Verkörperung des Geldes am besten taugt: die schönsten und seltensten Muscheln, Silber und Gold.[5]

---

[4] Ökonomen sprechen von einem „Markt des Anbieters"; ein „Markt des Käufers" ist nach dem Gesagten eben kein echter Markt.

[5] Zahlungsmittel, die das Geld nur verkörpern, darf man nicht einfach mit Geld verwechseln, wie wir noch sehen werden.

Zahlungsmittel mußten anfangs die meisten Menschen anziehen, ihren „Durst“ und ihre „Gier“ wecken, und darüber hinaus noch dauerhaft, handlich und einigermaßen teilbar sein. Begehrtheit und Dauerhaftigkeit haben aber einen deutlichen Vorrang, wie die pazifischen Steinmünzen zeigen. Sonst aber ist der wirkliche Ursprung des Geldes und der Zahlungsmittel alles andere als einfach und durchsichtig. Das verlockend einfache und vernünftige Märchen des Aristoteles,[6] das seither in allen Lehrbüchern der Ökonomie wiederholt wird, ist von Archäologen längst widerlegt. Wir wissen heute, daß die ersten allgemein angenommenen symbolischen Zahlungsmittel so riesige Werte verkörperten, daß sie unmöglich dem alltäglichen Tauschhandel dienen konnten. Auch Münzen gab es ursprünglich nur in so großen Werten, daß sie wahrscheinlich nur als (Ersatz-) Opfergaben reicher Leute angewendet wurden.[7] Übrigens auch sprachliche Spuren zeigen in eine ganz andere als in die pragmatisch-utilitaristische Richtung: Der griechische obolos kommt von obélos, Bratspieß, im Lateinischen heißt pecunia (Geld) Vieh, und das englische fee gehört zur selben Wurzel wie das deutsche Wort Vieh.

Nun aber zurück zu den allgemeinen Funktionen des Geldes. Es ist erstens wohl die Tauscherleichterung, die die Schwierigkeit der double coincidence meidet: Ohne Geld mußte einer, der z.B. Eier für Schuhe tauschen wollte, einen solchen Partner finden, der nicht nur passende Schuhe übrig hat, sondern auch Eier haben wollte. Mit der wachsenden Arbeitsteilung und mit immer breiteren Ansprüchen würden diese Bedingungen immer seltener erfüllt sein. Der nächste Schritt hängt zusammen mit der Institutionalisierung, d.h. mit der Konzentrierung des Tausches auf dem Markt. Der gesammelte Tauschbetrieb an einem Ort und zu bestimmter Zeit, z.B. Samstag vormittags am Marktplatz, ist wahrscheinlich schon ein bewußter Akt einer politischen Autorität, jedenfalls im Mittelalter ein Privileg, das oft von einem Verbot, an einem anderen Ort (besonders auf dem Hin- und Rückweg) zu verkaufen, begleitet ist.

An diesem „konkreten“ Markt sind die Rahmenbedingungen einer „Marktwirtschaft“ am besten ersichtlich. Er ist erstens überhaupt nur im Frieden denkbar und verlangt, daß die umgebende Gesellschaft in einem gewissen Wohlstand lebt. Wo viele Menschen hungern, kann man kaum von einem Angebot reden: Ein Angebot bedeutet schon einen Überfluß. Um seine Ware, seine wertvollen und nützlichen Dinge, auf dem Marktplatz öffentlich ausstellen zu können, braucht der Verkäufer eine Garantie persönlicher Sicherheit, einen wirksamen Schutz vor Dieben usw.

---

6 Z. B. Aristoteles: Politik, I.9. 1257a-b.

7 Siehe besonders das reich dokumentierte Buch von Laum, B.: Heiliges Geld, Tübingen 1924, oder Gerloff, W.: Die Entstehung des Geldes und die Anfänge des Geldwesens, Frankfurt a. M. 1947.

Wo aber diese Bedingungen einigermaßen erfüllt sind, bringt der öffentliche Markt allen Beteiligten wesentliche Vorteile. Sowohl für Käufer wie für Verkäufer sind hier die Chancen, daß sich ihre Wünsche erfüllen, wesentlich höher als bei dem sogenannten „kapillaren Tausch".[8] Für unser Thema ist aber bedeutend, daß erst die Zusammenbringung einzelner Tauschakte so etwas wie einen Preis zustande bringt. Also nicht nur die traditionell gegebenen Tauschverhältnisse – wieviel Fisch für einen Korb Gemüse – sondern auch einen Vergleich verschiedener Waren im Lichte des gesammelten („aggregaten") Angebots und gesammelter Nachfrage. So löst praktisch der Markt nicht nur das eher theoretische Angebot-Nachfrage-Problem einer einzigen Kommodität, sondern auch das theoretisch kaum lösbare Problem der Substitutionen und Substitute: Wem die Brötchen zu teuer scheinen, kann statt dessen Brot oder auch Kartoffel kaufen, freilich nur auf einem Markt. Deshalb vermuten schon die mittelalterlichen Autoren, der Preis entstehe auf dem Markt.[9]

Dank der institutionellen Öffentlichkeit des Marktes und dank seinen Regeln – der einmal ausgehandelte Preis gilt auch für andere Bewerber usw. – wird der Preis mehr als ein Einzelereignis und bildet allmählich eine mehr oder weniger stabile Größe, den eigentlichen Preis, wie wir ihn heute verstehen. Und da das Marktgeschehen sowieso schon Geld voraussetzt, wird dieser natürlich in Geldeinheiten gemessen.[10] Dieser merkwürdige Vorgang hat schon spätrömische Kaiser dazu verführt, Preise durch Verordnungen festzulegen – mit denselben verheerenden Folgen wie im staatlichen Sozialismus.[11]

Das Geld und die Geldwirtschaft haben sich nur sehr langsam durchgesetzt, und zwar zunächst nur unter den städtischen Kaufleuten, was noch im Mittelalter zu großen gesellschaftlichen Spannungen führte.[12] Sobald es sich aber durchsetzen

---

8 Dieser ursprünglich ethnographische Begriff paßt gut auch für den Haushandel usw.

9 Nach Thomas von Aquin ist der Preis nicht „punktgenau festgelegt", sondern einfach „quaedam aestimatio fori", eine Abschätzung des Marktes. Vgl. ders.: Summa Theologica, II.2, q. 77, art. 1.

10 Die Unterscheidung von „Wert" und „Preis" scheint mir in diesem Zusammenhang künstlich und unnütz, es sei denn, man möchte einen „Nutzwert" einführen, der aber per definitionem nicht messbar ist und folglich für unser Thema belanglos. Das „Paradox des Preises", daß nämlich begehrte und seltene Dinge mehr kosten als nützliche und notwendige, kennen schon manche Volksmärchen.

11 Es entsteht ein Schwarzmarkt, dem aber der öffentliche Charakter fehlt und der sich infolgedessen notwendig mit Kriminalität verbündet.

12 Einerseits freilich zwischen den Landbesitzern und den städtischen Kaufleuten. Aber auch die heftige Reaktion des gemeinen Volkes gegen den Ablaßhandel galt nicht nur diesem Mißbrauch, sondern auch dem „schmutzigen Geld" im allgemeinen.

konnte, tritt die Dauerhaftigkeit des Geldes in den Vordergrund: Geld kann gespart, thesaurisiert werden. Da es von selbst weder verwest noch verfault, ist es nur noch von Dieben bedroht. Deshalb haben reiche Leute den Aufbewahrungsdienst späterer Banken in Anspruch genommen, obwohl sie zunächst dafür zu zahlen hatten.[13] Nun aber, mit den gesammelten Mengen brachliegenden Geldes, kam auch der Gedanke, man könne damit etwas anfangen - am einfachsten, es an andere wieder zu verleihen.

So ist aus nun wirklich einfachen und bescheidenen Anfängen allmählich die heute wohl wichtigste Funktion des Geldes erwachsen, das Geld-, Bank- und Kreditwesen oder wie all diese Einrichtungen heißen, die aus fremden Geldern neues Geld machen. Dieses Geld, der Zins, den die Griechen sehr zutreffend tokos, d.h. „die Jungen", „die Nachkommenschaft" nannten,[14] war für die Kritiker der Geldwirtschaft ganz besonders anstößig. Schon die bloße Anhäufung des Geldes, der Geld-Reichtum, war für die Meisten sehr verdächtig, da er eigentlich ohne Grenzen ist. Um so schrecklicher war es für die Grundbesitzer, deren Vermögen nur in sehr engen Grenzen wachsen konnte, als sie erfuhren, daß diese Neureichen, Bankiers und städtische Niemande sie als Adelige ohne weiteres auskaufen können – was dann auch allmählich geschah.

Wo kommt aber dieser Reichtum her? Der Zins ist eine uralte Einrichtung, seit jeher unter den Landwirten besonders gefürchtet und gehaßt, und zwar aus guten Gründen. Denn ein Bauer hat sich in der Regel nur nach einer katastrophalen Mißernte, wo er im Winter auch die Saat des nächsten Jahres verzehren mußte, eben für diese Saat verschuldet, und zwar in specie, nicht in Geld. Jene solidarische Aushilfe nun zu verzinsen, war wirklich eine schlimme Erpressung, um so mehr, als er mit den knappen Erträgen auf eine Rückzahlung kaum hoffen konnte. Weil diese ewigen Verschuldungen und Versklavungen die ganze Bauernschaft ruinierten und u.U. zu Aufständen führten, sahen sich schon die mesopotamischen Herrscher genötigt, z.B. anläßlich der Thronbesteigung solche Schulden per Verordnung zu tilgen.[15] Dasselbe haben noch die mittelalterlichen Könige getan. Die katholische Kirche hat deshalb die Zinsen bis in die Neuzeit hin für reinen Frevel gehalten. Daß es sich bei der Geldanleihe eines Unternehmers um etwas ganz anderes handelt, hat sich nur sehr mühsam durchsetzen können.

---

13 Dafür, daß die Aufbewahrungsfunktion am Anfang der Banken steht, spricht die Tatsache, daß z. B. in England zunächst Goldschmiede diesen Dienst – mit beschlagenen Truhen und Schatullen versehen – angeboten haben.

14 Im Tschechischen sagt man, das Geld kann „Kätzchen kriegen" (okotit se); griechische Inspiration ist nicht zu vermuten.

15 Velleicht war auch die etwas rätselhafte seisachtheia Solons dieser Art, wie auch die Gnadenjahre der Bibel.

Ein Argument mittelalterlicher Theologen gegen den Zins ist aber in unserem Zusammenhang erwähnenswert. Der Geldertrag, der Zins, ist eine Verkäuflichung der Zeit, und schon deshalb illegitim, weil die Zeit dem Herrn Gott gehört und keineswegs den Menschen.[16] Obwohl wir seit dem 17. Jahrhundert diesen Zins anders, nämlich als einen Anteil des Gläubigers an dem Ertrag seines Geldes bei dem Ausleiher sehen, hat sich die weitere Entwicklung der Finanzmärkte tatsächlich immer mehr an der Zeit und an der Zukunft orientiert, bis hin zu den Termingeschäften, die schon halbwegs Wetten sind.

Wie gesagt, hat sich die Geldwirtschaft nur sehr langsam und mit großer Mühe durchsetzen können. Aber je mehr sie sich etabliert und erweitert hat, desto besser funktionierte sie. Das Geld ist um so mehr wert, je verschiedenere Dinge man dafür haben kann. Es ist deshalb verständlich, daß die Geldwirtschaft sich sozusagen spontan verbreitet und neue und neue Bereiche erobert. Nicht nur Moralisten haben dagegen ihre Bedenken: Was alles soll noch käuflich werden? Oder umgekehrt: Was darf es „um keinen Preis“ werden?

Das große Paradox des Geldes liegt aber gerade darin, daß manches außerhalb des Geldbereiches bleiben muß, und zwar nicht aus ethischen, sondern aus ökonomischen Gründen. Das Geld kann funktionieren nur unter der Bedingung, das manches nicht käuflich ist. Was ist das? Zunächst freilich das Geld, die Zahlungsmittel selbst. Technisch spricht man zwar vom „Preis“ des Geldes, gemeint ist aber nur der „Preis“, d. h. der Zins einer Anleihe. Sonst aber darf keiner Banknoten billiger als die Staatsbank verkaufen. Ein solches Unternehmen heißt „Geldfälschung“ und wird strafrechtlich streng verfolgt, weil es sonst das Geld vernichten, auflösen würde. Ähnliches gilt für die Polizei: Wie schon erwähnt, braucht der Markt auch Sicherheit. Wo man einen Polizisten kaufen kann, der für einen anderen die Waren „beschlagnimmt“, würde nur ein Narr am Markt teilnehmen.[17] Genauso auch den Richter, den Bürgermeister oder Gesetzgeber: Sie alle müssen streng unverkäuflich bleiben, weil nur so das Geld Geld bleibt, d. h. weiterhin gilt.[18]

Nun aber habe ich versprochen, auf die Frage „was ist Geld“ eine Antwort zu versuchen. Ein richtiges Verständnis des Geldes wird nach meiner Meinung noch immer erschwert durch einen Irrtum, der sich auch unter Ökonomen hartnäckig

---

16 Vgl. den berühmten Aufsatz von Le Goff, J.: Temps de l'Eglise et temps du marchand. In: Annales, 1960, p. 417.

17 Wo die Polizei ihre Rolle schlecht erfüllt, wenden sich die Verkäufer für einen wirksameren Schutz an Mafien, die sie dann auch erpressen usw. Der Sicherheitsschutz kann nicht privatisiert werden.

18 Dies ist eine Minimalfassung des oben erwähnten Gedanken des Sokrates, das Geld entstehe aus der Tugend.

hält – das Geld sei eine Art Ware. Besonderer Art, aber doch. Dieser Irrtum stammt aus alten Zeiten, wo man noch Geld und Zahlungsmittel gleichsetzen konnte und die Gold- und Silbermünzen als eine Art Ware verstehen. Aber dann? Schon eine Nickelmünze ist eine sehr wunderliche Ware, geschweige denn eine Banknote. Und was ist ein Sparbuch oder sogar ein elektronisches Konto? Bits im Computer, die keiner überhaupt je sehen kann; bei einem gründlichen Stromausfall könnten sie verschwinden wie ein Spuk.

Aber auch andere Eigenschaften des Geldes widersprechen der Vermutung, das Geld sei eine Ware. Einen aufmerksamen Beobachter muß schon die Tatsache etwas stutzig machen, daß das Geld immer in entgegengesetzter Richtung zur Ware läuft. Zweitens und im Unterschied zu jeder Ware: Das Geld verbraucht sich nicht. Wenn ich ein Brötchen kaufe und dafür zwei Kronen bezahle, wird das Brötchen gegessen, die Münze läuft aber weiter, um andere Tauschakte zu vermitteln. Eine schmutzige, schäbige Banknote kann ich für eine frische auswechseln, so lange sich nur erkennen läßt, daß es eine solche gewesen ist – und sogar kostenlos. So „ewig" ist eine Banknote.

Wohl „ewig", doch auf der anderen Seite ein an sich wert- und nutzloses Stück Papier. Einen außerirdischen Beobachter müßte es wundern, wieso wir es als Lohn für unsere Arbeit entgegennehmen, bloß in der Hoffnung, dafür einmal auch etwas zu essen kriegen. Am verdächtigsten am Geld ist aber sein Ursprung. Als es noch gemünzt und gedruckt unter staatlicher Autorität war, konnte man glauben, es sei wenigstens eine feste Menge Münzen oder Banknoten im Umlauf. Heutige Ökonomen sind aber der Meinung, das Geld entstehe durch Kredit und werde also von den Kreditbanken erzeugt; die Staatsbank kann lediglich den Umfang der Kredite indirekt begrenzen. Ist dann aber eine Banknote eine Habe – oder eher eine Schuld? Beides wird von namhaften Wissenschaftlern vertreten.[19]

Den richtigen Schlüssel zu diesem Rätsel haben – so weit ich weiß – als erste die Einwohner von Malta gefunden. Auf ihren Münzen stand schon im 16. Jahrhundert die hellsichtige Losung geprägt: non aes sed fides – nicht Metall, sondern Vertrauen. Wie gesagt, nehmen wir alle das Geld entgegen – und zwar in jeder denkbaren Form – in der Hoffnung, im Vertrauen daran, daß es auch morgen, nach einem Jahr und noch weiter in die Zukunft gelten wird. Daß es mehr nicht ist, wissen diejenigen aus eigener Erfahrung, die einen Staatsbankrott erlebt haben. In der damaligen Tschechoslowakei hieß er 1953 „Währungsreform" und in der Kneipe haben sich Männer mit den alten Banknoten Zigaretten angezündet. Zu etwas anderem taugten sie nicht.

---

[19] Vgl. z. B. Aglietta, M. / Orléan, A. (éd.): La monnaie souveraine, Paris 1998, und die dort angegebene Literatur.

Daß das Geld in Wirklichkeit „institutionalisiertes Vertrauen“ ist, nicht mehr und nicht weniger, läßt sich auch durch andere Verweise bestätigen. Auf alten Münzen waren oft Götter, später Heilige abgebildet, seit dem Absolutismus nur noch die Herrscher. Heute haben wir auf unseren Banknoten berühmte Persönlichkeiten, die unser Vertrauen unterstützen sollen. Armer Smetana, der von der Banknote aus bei allen schmutzigen Geschäften nur schweigend zusehen kann. Und was die unschuldige Clara Schumann auf der alten Hundert-Mark zu Gesicht bekommen mußte, nur um der Währung zu helfen![20] Die Losung auf dem Dollar, „In God we trust“, hat schon manchen irritiert; sie entspricht aber genau der US-amerikanischen Geradlinigkeit.

„Institutionalisiert“ ist dieses Vertrauen in dem Sinne, daß es in keinem Staate vollkommen freiwillig ist: Die Annahme der Währung wird per Gesetz verordnet, aber auch durch andere rechtliche Instrumente unterstützt. Doch letztendlich sind es die Bürger, wir alle, du und ich, die wir dem Geld seine Geltung geben – dadurch, daß wir es tagtäglich ohne zu murren benutzen. Ist laut Ernest Renan die Nation ein „tägliches Plebiszit“, dann gilt das um so mehr für unsere Währung, für das Geld. Es gibt auch heute unnütze Münzen, die man auf der Erde liegen läßt. In den Selbstbedienungsläden in den USA gibt es Schachteln für die nutzlosen Cents, die einem nur die Hosentasche füllen. Als die Kommunisten 1953 mit der neuen Währung auch die sowjetische Banknotenskala einführten, waren die nicht übliche Drei-Krone und die 25-Banknote so unbeliebt, daß sie nach wenigen Jahren verschwanden und durch die üblichen 2 und 20 Werte ersetzt wurden.

Und zum Schluß noch eine lehrreiche Geld-Geschichte aus dem alten Rußland. Der kaiserliche Botschafter in Moskau, zur Zeit des Zaren Iwan III. des Schrecklichen, hat nach seiner Rückkehr etwa um 1570 einen lebendigen Bericht über Rußland verfaßt, in der auch ein kurzes Kapitel über das Geld steht. Dort kann man lesen, in Rußland habe es damals drei Sorten Geld gegeben. Erstens die Kopejka, die man nur einem Bettler geben, für die man aber nichts kaufen kann. Zweitens sollte es einen Chervonez gegeben haben, den habe der Botschafter aber nie gesehen. Und „wer etwas kaufen will, soll am besten ungarische Gulden bringen“, schreibt der aufmerksame Beobachter fremder Sitten.

So ist das Geld, in das wir alle volens-nolens tagtäglich vertrauen, keine „harte“ und „objektive“ Tatsache, wie manche Monetaristen wähnen. Es ist im Gegenteil eine geniale Erfindung, die unser Leben sehr erleichtert und unsere Möglichkeiten erweitert, und zwar gerade dadurch, daß es unser Vertrauen ineinander, in die Ge-

[20] Den Designern des Euro gebührt unser Dank dafür, daß sie auf diese unwürdige Strapazierung der Großen verzichtet haben, wohl in der Überzeugung, die neue Währung braucht eine solche Stütze nicht mehr.

sellschaft und in den Staat geschickt verkörpert und uns allen dienlich macht.[21] Der Umfang der Schandtaten, die mit dem Geld täglich auch betrieben werden, ist nur proportional zu seiner Wirksamkeit. Und wer alle Schattenseiten dieser Welt dem Geld alleine zuschreiben will, sollte sich auch befragen lassen, ob er ebenso das Messer für die Ursache aller Morde oder die Waffen für die Ursache aller Kriege halte.

---

[21] Meine These vom „Wesen" des Geldes als „institutionalisiertes Vertrauens" ist nicht bloß akademisch, sondern hat auch praktische Folgen, die aber nicht mehr in diese Vorlesung eingenommen werden konnten. Nur als Beispiel sei an die sog. galoppierende Inflation hingewiesen, die kaum rein ökonomisch, sondern eher sozial-psychologisch erklärt werden kann – als ein Schwund des Vertrauens, der sich freilich dann selbst bestätigt.